

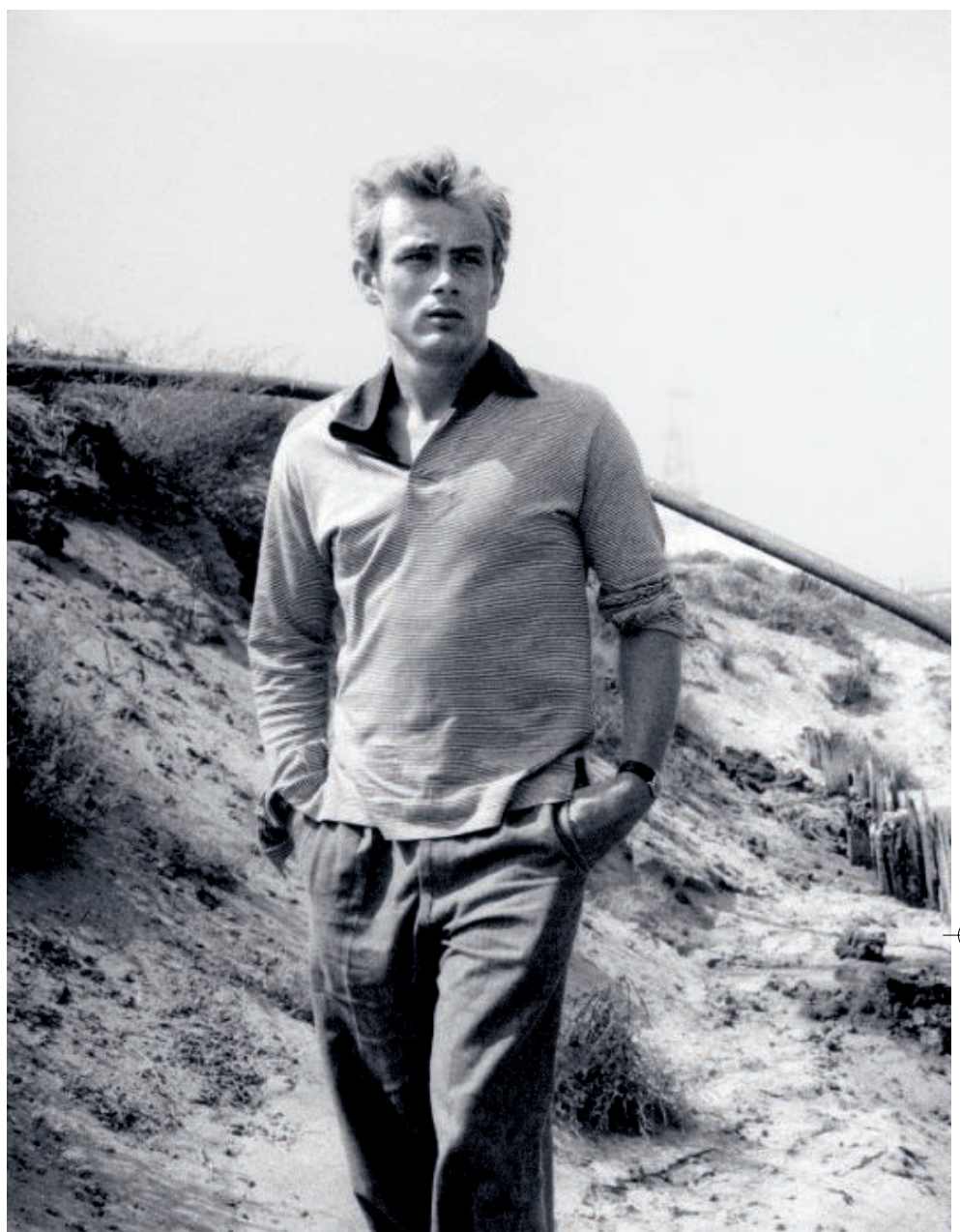
LIFESTYLE

GELIEBT & VEREHRT

Auch fünfzig Jahre nach seinem Tod ist James Dean ein Idol. Wolf Reiser über die Unfähigkeit unserer Zeit, wahre Helden hervorzubringen

Es gibt eine Schlüsselszene in James Deans letztem Film „Giganten“. Da steht er, alias Jett Rink, einem Männerhaufen aus Großgrundbesitzern und Anwälten gegenüber, die ihn mit ein paar Dollars für sein eben erhaltenes Stückchen Land abfinden wollen. In Texas ging es damals schon nur um Öl, Geld und Lügen. Dean bastelt an einem Lasso herum, fabriziert autistisch einen kunstvollen Wurfknoten, hört zu, hört weg, lacht höhnisch, schaut durch die Geschäftsleute und das gebündelte Bare hindurch, grinst, schüttelt den Kopf, erhebt sich, dreht noch eine Runde durchs stickige Büro, öffnet dann die Tür und verabschiedet sich mit einer unsterblichen Geste: eine Art ange-deutete Verbeugung, knapper Griff zum Hut und danach – grazil, hochmütig die Handfläche geführt, einen kurzen Querstrich zeichnend – macht er einen Strich durch diese Rechnung, durch alle Rechnungen dieser Art. Der Strich sagt uns: Danke, das war's. Nicht mit mir, Jungs. Schluss. Ende. Klappe.

Der methodisch besessene Mime James Dean hat an dieser Sequenz viel getüftelt und geprobt und sie mit einer Mischung aus



Kraft, Spannung, Authentizität und verdeckten Botschaften angereichert. Das lässige Lassospiel erzählt etwas Bedrohliches von Kopf und Schlinge und die finale „Leckt mich“-Strichpose schüttet uns ganze Bedeutungskaskaden vor die Füße: Trotz, Stolz, Zynismus, Verweigerung, Protest, Verachtung, Rebellion. Epochales Lebensgefühl, das jeden von uns berührt – mehr oder weniger. James Deans cineastische wie private Strahlkraft ist seit damals ungebrochen. Schauen wir uns ihn noch einmal genauer an, diesen doch sehr schönen, verletzten jungen Mann, dessen Hände und Fäuste in den Hosentaschen

ruhen, der die väterlichen Badlands und die alten Brücken hinter sich lässt und auf das Leben pfeift. Der wie ein streunender Yuppie-Hund das ausgetrocknete Flussbett entlangtrottet und sich absetzt, gegen den Wind, gegen den Strom, mutig, richtungslos, sexy.

James Dean inszenierte sich in seiner kurzen irdischen Performance als sensibel-melancholischen, empört-egomanischen Rebell. Das Leben als solches revan-chierte sich und wies ihm in der großen Galerie einen Logenplatz zu; so ungefähr zwischen Prometheus und Jesus. Ersterer entriss – als helleni-



scher Stürmer und Dränger – dem verfressenen Götterolymp das Rinderfilet, brachte den Menschen da unten das Feuer und duzte Übervater Zeus während seiner Pöbelattacken. Er bezahlte mit einer langen Hängepartie am kaukasischen Felsen. Jesus versuchte im Namen seines heiligen Vaters, die Moral in die Welt zurückzubringen, und wurde von den Wunder-müden Pharisäern im römisch-jüdischen Freistil aufs Golgatha-Kreuz gelegt. James Byron Dean begab sich im Alter von 24 Jahren in Sachen Happyend ans Steuer eines Porsche Spyder 550, raste am Fröhabend des 30. September 1955 in ein anderes Auto und starb einfach.

Is dahin war dem Publikum nur sein erster Film bekannt. Danach setzte eine weltweite Massenhysterie ein. Kein Wunder, wenn man auch noch ein paar Wochen vorher kokettiert mit einem Satz wie: „Lebe schnell, stirb rasch und hinterlass eine schöne Leiche.“ Über eine Million Menschen zahlten Eintritt, um wenigstens die wundersame Autowrack-Reliquie zu besichtigen. Die Jungspunde Bob Dylan und Elvis Presley liefen im Spätherbst des Jahres 1955 nur noch in blassroten Dean-Blousons durch ihre Heimatkäffer und lernten in den Kinos seine Textpassagen auswendig. Beider Lieb-

lingsstelle aus dem Sohn-Vater-Dialog in „... denn sie wissen nicht, was sie tun“: „Ich will keine Antwort in zehn Jahren. Ich will sie jetzt, sofort!“ Zum 25. Todestag strömten dann Tausende von Fans zu einem mehrtägigen Gedenkfestival nach Fairmount und gedachten des längst auferstandenen Bauernsohns aus Indiana. Kollege Martin Sheen meinte damals: „Nach Marlon Brando spielen Schauspieler anders, nach James Dean leben die Menschen anders.“ Wenn seinen drei Filmen „Jenseits von Eden“, „... denn sie wissen nicht, was sie tun“ und „Giganten“ etwas gemeinsam und zentral ist, dann sind es immer wieder diese kitschig-brutalen, herzzerreißenden, alttestamentarischen Vater-Sohn-Szenen; all dieses abrahamisch-kain-abelige, freudianische Leiden, Lieben, Scheitern. Und genau hier begründet sich die Geburt des Mythos Dean und seine Bedeutung für uns.

Die Welt nach 1945 lag in Trümmern. Siegreiche wie besiegte Väter hatten sich an Helden wie Hitler, Stalin, Churchill, Roosevelt aufgerieben. Sie waren transatlantisch müde, traumatisiert, rechtshaberisch, schweigsam, leblos und spießig. Jeder hatte Blut an den Händen und Dreck am Stecken. Es galt, Zeit zu gewinnen, Gras über all das wachsen zu lassen. Die Söhne spürten, dass etwas nicht stimmte mit der neuen Weltordnung. Man kann ja mal fragen, dachten sie, und fragten. Und wie James Dean seine Filmväter zerlegte – und natürlich jedes Mal dabei auch sich selbst –, das hatte Seltenheitswert, das ging unter die Haut und das tut es auch heute noch. Der dumpfe Macho sank in die Knie und es erhob sich der neue, weiche, neurotische und faszinierend fragile Bubenmann. Einmal sagte Dean: ➔

Ein echter Held hinterlässt keine CD-Hüllen und keine rostigen Rasierklingen. Sondern einen unübersehbaren Strich, eine veränderte Welt – im Großen oder Kleinen

„Wenn ein Mann die Kluft zwischen Leben und Tod überbrücken kann, ich meine, wenn er auch nach seinem Tod weiterlebt, dann war er ein großer Mensch.“ Dieser Maxime wurde er gerecht. Mitchum, Bogart, Pitt und Penn, Sänger wie Bob Dylan, Elvis, die Stones, die Beatles und die Doors, ganze Bewegungen wie die Beatniks und Hippies berufen sich auf James Dean, und im Prinzip hat er unser modern antiautoritäres und weitgehend friedfertiges Leben der Gegenwart eingeläutet.

Beim Nachdenken über das Thema Heldenliebe habe ich in den letzten Tagen immer mal wieder meine Freunde um Rat gebeten. Das allerdings gestaltete sich zu einer ziemlich schwierigen Feldbegehung mit viel Herumjäterei. Von Stars war da plötzlich die Rede, von Superstars, dem Megastar, der Ikone, Kultfigur, der Legende, der Diva, dem Übervater, Halbgott, Charismatiker. Wenig später rotierte es dann wie in einer Lottotrommel voller prominenter Namen: Odysseus, Onassis, die Monroe, Mona Lisa, Madonna, Lady Di, Mutter Teresa, Alexander der Große und Pippin der Kurze, Bohlen, Ballack, Picasso, Papst Wojtyła, Lance Armstrong, Maradona, Goethe, Gottschalk, Che Guevara, Schimanski, Schröder... Die Auswahl erscheint gigantisch und der Selektionsprozess ist tückisch. Wen man wirklich liebt, verehrt und anbetet und warum man das tut, ist scheinbar schwer auf den Punkt zu bringen. Man muss das wohl überkreisen mit der großzügigen Leichtigkeit eines Albatros.

Am Anfang gilt: Held sein ist Männersache. Die Wurzel dieser Jahrtausende alten Fanclub-Fixierung steckt in den indisch-hellenisch-nordischen Mythologien: Wunder, Sagen, Grausamkeiten, Vater-Sohn-Vernichtung, Enthauptungen, Kastrationen, Rache, Inzest. Zum Helden gehörten offenbar der Vatermord, die Beseitigung des Tyrannen, die Erlösung des geplagten Volkes und die Herbeischaffung einer besseren Welt. Es muss aber nicht immer Blut fließen; es reicht wirkungsgeschichtlich auch eine fragil-guillotineske Giganten-Geste.

Wirkliche Helden tauchen weiterhin nur zu ganz bestimmten Zeiten auf. Sie sind zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Sie werden von unten hochgespült oder von oben eingeführt in historische Bruchstellen-Lagen oder sozial-kulturelle Umwälzphasen. Im Gegensatz zu DJ Bobo haben König David, Jesus, Luther oder Napoleon eine durchaus gewichtige Halbwertszeit. Ihr Auftritt ist meist nicht von dieser Welt. Ihr Denken und Handeln gehorcht einer übermenschlichen Dramaturgie. Sie fechten das aus, was uns alle überfordert und belastet, unsere Lüste und Ängste, unsere Defizite, unseren Fluch und Wahn.

So definiert sich in aller Regel der meist junge Held über eine moralische Kategorie. Er ist gnadenlos gut und gerecht und leidet vorzüglich und stellvertretend. Er hinterlässt keine CD-Hüllen und keine rostigen Rasierklingen, sondern einen unübersehbaren Strich, eine verän-

derte Welt. Meist im Großen, manchmal auch bescheiden, wie im Falle Elke Heidenreich, die in den sechziger Jahren einen Film mit James Dean sah und sich heute erinnert: „Als ich danach aus dem Kino kam, war ich kein kleines Mädchen mehr.“

Schließlich gehört es zur seltsamen Tragik der Helden, dass sich ihre Magie verflüchtigt, wenn sie sich ihrer Bedeutung bewusst werden. Sie sind die Blitze und Meteore in der kollektiven Menschenseele. Ankunft ist – siehe Odysseus – der falsche Lohn für den Heros. Wenn er den Thron des Vaters besteigt, ist es um ihn geschehen. Wenn er mit der Verwaltung seines Ruhms beginnt, beginnt der fatale Untergang. Ex-Straßenkämpfer Joschka Fischer kann noch so viele Miles-and-More-Joggingeinheiten hinlegen: Er spricht heute wie Kohl, er wirkt wie Kohl, ein bebrillter Amtsheld, der sein eigenes Denkmal zerstört. Werfen wir aber keine Steine oder Farbbeutel auf die, die wir – vielleicht – einst liebten: Auf Helden lastet ein archaischer Fluch. Wenn sie nicht rasch erlöst werden, verfallen sie allzu oft dem Narzismus der Macht. Die Magie des Helden besteht im bestechenden Auftritt und im unsterblichen Abgang. Ein richtig guter Held weiß, dass es nach der Tat für ihn hier im Diesseits auf Dauer keinen Sitzplatz gibt.

Bandenführer David, der Goliath besiegte und sein israelitisches Volk beglückte, endete als geiler, dekadenter König – komplett irr und fett wie Brando in „Apocalypse Now“. Der herzglühende →